

»Ich bin nicht besonders gut mit Zahlen. Ich habe vorhin einmal durchgezählt: Ich glaube, wir sind zwölf. Wir sind die zwölf Apostel und es gibt keinen Jesus und es gibt keinen Gott. Château d'Orion ist ein unmöglicher Ort und wir haben uns trotzdem hier getroffen.«

(Senthuran, am letzten Tag)

Wir dürfen die Worte nicht preisgeben. Wir müssen sie verteidigen. Wir dürfen nicht die Segel streichen. Denn wir sind mit Segeln hierhergekommen.

(Clemens, zum Missbrauch der Sprache)

## **#1 DENKWOCHEN »ICH BIN EIN SCHRIFTSTELLER OHNE SPRACHE« MIT SENTHURAN VARATHARAJAH**

15.-21. Juli 2018 | Château d'Orion

### **Erinnerungsprotokoll**

von Prä|Position | Konstantin Schönfelder und Holm-Uwe Burgemann

#### **Tag 1: Wo liegen Anfang und Ende der Sprache? (Senthuran)**

Damit stellt Senthuran die Frage danach, wie Sprache überhaupt verstanden werden kann und was damit gemeint, wenn wir leichtfertig vor uns hinsprechen. Ist Sprache eine Struktur? Ein Medium, durch das wir uns verständlich machen? Eine Fähigkeit, die man sich aneignen und verlieren kann? Eine natürliche Eigenschaft des Menschen, die ihn überhaupt erst zum Menschen macht? Senthuran verweist auf die neutestamentarische Ursprungserzählung, die mit dem Satz anhebt: »Im Anfang war das Wort.« *Im Anfang ist nicht der Anfang*. Es ist irgendwann im Laufe des Anfangs. Die Anschlussfrage ist dann: Worin ist der Anfang gemacht worden? Was stand am Anfang? Das Schweigen?

Senthuran hat behauptet, dass ein Embryo im semipermeablen Mutterleib schon mit Sprache konfrontiert ist; ansprechbar ist, angesprochen wird, als Du im Sinne Martin Bubers. Gudrun folgt diesem Gedanken, wenn sie vom Kind als einem unbeschriebenen Blatt spricht. Vermeintlich gut versorgte Babys verkümmern und sterben, wenn mit ihnen nicht auch gesprochen wird und ihre Sprache gehört. Clemens erneuert den biblischen Kontext mit dem Hinweis auf *The Legend of the Jews* von Lewis Ginsberg. Die These ist dort (und anderswo), dass das im traditionellen jüdischen Verständnis die Welt geschaffen wurde durch Buchstaben und die Heilige

Schrift – die Thora – eine Präeminenz darstellt, also der menschlichen Existenz vorausgeht und diese bestimmt.

Von Leonie stammt der Impuls in Richtung Elon Musks Projekt der Telepathie. Die Annahme dieses Versuches ist, dass Sprache als Sprache belanglos ist und nicht notwendigerweise die Form des Denkens. Sprache ist lediglich die traditionelle Form des Denkens. Und in der Telepathie liegt die Hoffnung auf eine Technik der Unmittelbarkeit, die den sprachlichen Ausdruck überflüssig macht. Das Ende der Sprache? Und der Anfang? Mare überlegt, ob im Anfang das Sprechen ein funktionales Sprechen gewesen ist, das als bloßer Träger von Informationen fungiert und erst später rutscht die Sprache aus der Funktionale in die Imaginäre. Kurt findet das zu stark positivistischen Standpunkt aus gedacht. Sprache transzendiert die funktionale Äquivalenz von Anfang und Ende. Anders formuliert: Die Sprache kennt kein Anfang und kein Ende. Diesen Gedanken nimmt Thomas ernst und aktualisiert ihn für unsere Zeit des Internets – das Versprechen eines endlosen Textes. Ein Text für die Götter. Senthuran bezeichnet die menschliche Sehnsucht nach Trost in einem Anfang (in der Sprache) mit dem Begriff Derridas der *Urspur*.

Wir sind uns (mit Hilfe von Wittgenstein) darin einig geworden, dass im Ausgesprochenen das Unausgesprochene mitschwingt und anklingt. Es ist wie im Film: Das wichtigste Bild ist neben dem sichtbaren Bildausschnitt. Das Entscheidende ist direkt daneben. Das finden wir bei der Filmtheorie von Godard bis Kluge. und in diesem Sinne sind biografisierendes oder historisierendes Sprechen über Sprache zu kurz geraten. Wir könnten es uns leicht machen: Der Anfang der Sprache ist der Beginn eines Satzes. Das Ende der Zeichen ihr Ende. Dann verstehen wir aber die Sprache nicht in ihrem besten Sinne. Das poetische Verständnis ist ein anderes: Die grundsätzliche Struktur der Sprache geht uns voraus. Wir bewohnen sie. Konstantin zieht Claude Simons *Der blinde Orion* zu Rate und vergleicht den »blinden Riesen«, der sich durch die Landschaft tastet und ein perfekter Jäger ist, mit dem Erzähler Mensch. Und die Frage, die sich anschließt: Wer navigiert den Riesen? Wer ist das Äquivalent der Figur im Gemälde von Poussin, die dem Riesen auf der Schulter sitzt und ihm den Weg weist?

Folgende Fragen, die im Zusammenhang mit der Arbeit als Schriftsteller von Senthuran angestoßen werden:

- (I) Wenn die Erinnerung ausgelöscht wird, wenn die größte tamilische Bibliothek niedergebrannt wird, ist das das Ende einer Sprache oder nur der Anfang einer neuen Sprache?
- (II) Wie können wir Anfang und Ende nicht als fixierbare Punkte, sondern flüchtig verstehen?
- (III) Hat die Sprache eine Agency, eine Handlungsmacht? Geben wir uns der Sprache oder gibt sich die Sprache uns? Und damit: Können wir in der Sprache Asyl finden?

- (IV) Gibt es Alternativen zur Sprache? Eine Sprache der Musik? Der Malerei? Des Schweigens? Holm schlägt vor, analytisch einen Unterschied zwischen diesen Formen zu machen und unterschiedliche Zeichensysteme unterschiedlich zu studieren. (Grammatik der Worte, der Farben, der Klänge)

So verstanden ist der Satz von Gerhard Richter im WDR-Interview von 1982 poetischer Nebel, indem er auf die Frage »Was denken Sie beim Malen?« lakonisch antwortet: »Malen ist Denken«?

## **Tag 2: Was ist der Raum der Sprache? (Holm und Konstantin)**

Mit der Frage nach Anfang und Ende der Sprache, haben wir die Frage nach den Grenzen gestellt. Am 2. Tag wollen wir darüber sprechen, *wo* wir zwischen diesen Grenzen sprechen: In welchem Raum sprechen wir? Welchen Raum nehmen wir ein, wenn wir sprechen? Es gibt ein szenisches Sprechen, ein situatives Sprechen. Es macht einen Unterschied, ob wir im Frühstücksraum oder unter der Platane sprechen. Es gibt also eine Geografie des Raums, die den Modus der Sprache bedingt. Eine primitive Lesart würde nach den Äußerlichkeiten (der physischen Materialität) unserer Sprechumgebung fragen. Wir fragen nach den äußerlichen Bedingungen des Sprechens, die selbst nicht in reine Äußerlichkeiten zerfallen. Damit stellen wir auch die Frage nach dem *l'espace vécu* (Henri Lefebvre), dem Raum als ein erlebter Raum, der nicht statisch ist, sondern von uns bewegt, und in dem auch wir uns bewegen.

### **Eingangsstatements:**

**Thomas** Castoriadis sagt, der primäre Raum ist die eigene Sprache. Die Germanistik versteht Sprache als Nicht-Ort. Im Hochdeutschen ist der Ort in Abwesenheit des Dialekts nicht präsent. Der Raum der Sprache ist die Sprache selbst.

**Elke** »Sprache ist Raum«, schreibt Roger Willemsen in *Figuren der Willkür*. Im Schreiben findet Sprache statt. »Sprache ist ein flüchtiger Aufenthaltsraum« (RW). *Entre parenthèse* lässt sich der baskische Archäologe, der kein baskisch kann als einer verstehen, der eigentlich kein Baske ist. Das identifikatorische Moment ist abwesend. Und er sagt: »Mein Material sind die Tonscherben.« Wer aber nicht spricht, fliegt raus.

**Senthuran** Wir sollten George Perecs Aufsatz »Lesen« ansehen. In der Sprache liegt ein expansives Moment. Sie lässt sich als Fläche verstehen, die erweiterbar ist, die wir erweitern.

- Clemens** Warum privilegieren wir den Raum? Warum sprechen wir nicht von der Zeit? Und liegt nicht im Raum — ein —> *Raunen*?
- Leonie** Paul Valéry schreibt von den Windstrichen [anklicken] als etwas, das dem Raum eine Struktur gibt, das das Raue in ihm hervorbringt: Rau(m). Unsere ganze Sprache entlarvt uns, so scheint es, als *Raum-schaffende*. Wir »geben Dingen Raum« und damit gestalten wir sie aktiv. Sind wir es, die den Raum damit schaffen?
- Kurt** Wir sehen einer Verflüssigung, eine »Vektorisierung« (George Perec) der Sprache. Immer wenn wir nach dem Raum fragen, stellt sich die Frage, wo dieser (eine?) Raum liegt. Und in diesem *Wo* steckt dann die Frage, ob es denn überhaupt mehr als einen Raum gibt.
- Anne** Der Raum erinnert uns an unser grundsätzlich *somatisches Denken*, an ein Spracherlebnis, das körperlich aber nicht unbedingt irrational ist. Und dann denken wir *szenisch*: die Platane unter der wir sitzen, wirkt auf uns. Ist dieser Raum begrenzt?
- Janna** Der Raum ist nach Kant eine *transzendente Bedingung* der Erkennbarkeit der Dinge und damit eine epistemologische (erkenntnistheoretische) Größe. Damit geht der Raum unserem Weltbezug voraus. Oder? Sprache ist ein negativer Raum, sie ist ein mit Bedeutung [lies: Sinn] gefüllter Raum, der *dem Raum* [lies: als epistemologische Bedingung] etwas nimmt, aber [uns] Bedeutung gibt.
- Holm** Wenn Elke sagt, »im Schreiben findet Sprache statt«, dann erinnert das an Adornos Aufsatz »Der Artist als Statthalter«. Wenn Elke sagt, »wer nicht spricht, fliegt raus«, dann erinnert das an den Geflüchteten und seine Abwesenheit als Abwesenheit in der Sprache. Wenn Leonie sagt: »wir geben Raum«, so ist damit auf eine Dialektik (ein progressives Wechselspiel) von *Konstruktion* (→ Konstruktivismus) und *Dekonstruktion* (Derrida) verwiesen. Wenn Leonie sagt, im Raum steckt »das Raue«, so ist damit angezeigt, was Gilles Deleuze und Félix Guattari in *Tausend Plateaus* als den Grundstein des zivilisatorischen Fortschritts beschreiben: der »glatte« Raum wird »gekerbt«, ihm wird (von uns) eine Struktur aufgeprägt, die in der Erfahrung des Raums als etwas »raues« (Leonie) aufgeht. Wenn Anna fragt, ob oder inwiefern der Raum begrenzt ist, so ist ein Nachdenken über Anglizismen und Neologismen naheliegend, die ganz plastisch unseren (heimischen) Sprachraum ausbauen.

**Konstantin** Physische Räume sind sinnlos. Laufen wir durch die Stadt, so entarnen wir den Raum als eine primär psychosoziale, affektive Größe (Siegfried Kracauer). Roland Barthes schreibt, dass Werther sich unter einer Linde niederlässt, denn nur dort findet er *seine* Sprache. Safranski beschreibt am Anfang von *Wieviel Wahrheit braucht der Mensch* wie Rousseau gleichsam auf Fallobst angewiesen war, dass ihm auf dem Kopf viel, als er sich unter einem Obstbaum niederließ.

### Teilfrage: Gibt es einen Raum oder viele Räume? (Kurt)

**Kurt** In der theoretischen Physik sehen wir: ein Objekt mit Masse dehnt die Raumzeit.

**Thomas** Die Utopie ist ein *Nicht-Ort*, Ort ohne Raum, Ort ohne Geschichte. Der Ackerbau und die Wege und Straßen kerben den Raum und geben Geschichte.

**Elke** Wir sind Raumschaffende.

**Thomas** Es gibt bei Heidegger den Begriff der *Lichtung* und auch des *Einräumens* als Marker unseres Raumschaffens. Der geografische Raum im Sinne des von Janna angesprochenen Begriffs des Raums als *transzendente Bedingung* des Erkennens (Kant) kommt jedoch zuerst.

**Holm** Raum entsteht, wie Thomas sagt, durch Geschichte. Der Raum braucht die Zeit, ist uns also nur als *Chronotopos* (Henri Lefebvre), als Verschränkung von Raum und Zeit verständlich; was auch Janna in ihrem Eingangstatement angedeutet hat.

**Janna** Die Idee des Nicht-Orts geht zurück auf Marc Augé und bezeichnet *sinn-entleerte Orte* und damit sind gerade Transitzonen, Orte des Übergangs von einem zum anderen mit Sinn besetzten Ort gemeint.

**Senthuran** *As fancy as it sounds*: Diese aus dem *spatial turn* hervorgehende These ist grundfalsch. Die vermeintlichen »Nicht-Orte« sind Orte voller Geschichte. Dieser Begriff selbst hat seine Idee populär gemacht, und die Idee kann nur von jemandem kommen, für den Flughäfen Transitzonen sind und keine Orte des längeren Aufenthalts wie von jenen, die geflüchtet sind.

**Konstantin** Und doch verweist der Begriff des Nicht-Orts auf *das Glatte*, das ich Hochhäusern, den Wolkenkratzern, sehe. Schaut man von ihrem Fuße zu ihrer Spitze, so sieht man die Fenster nicht, nur Spiegellungen. Das beeindruckt mich immer wieder unangenehm.

**Clemens** Aber das ist doch eine *subjektive* Erfahrung. Was ist überhaupt der *spatial turn*?

**Kurt** Und doch bleibt bei den meisten Räumen *etwas haften*. Muss der Ort denn eine eigenständige Qualität haben?

**Senthuran** Die Fassade des Hochhaus' mag *glatt* sein. Doch wissen wir nicht, dass im Hochhaus auch Flugzeuge fliegen können?

**Elke** Orte lassen sich wandeln, lassen sich konvertieren. Der einstige Fluchort kann zum Lager werden und wechselt damit seine Bedeutung (→ Giorgio Agamben, *Homo Sacer*).

**Clemens** Es gibt eine Chronik der Orte, eine Geschichte der Orte. Sie lassen sich womöglich als Hypertext-Strukturen verstehen.

**Anna** Senthuran, du sagtest »der Raum spricht uns an«. Warum? [Durch die Quotierung des Redens konnte Senthuran nicht sofort darauf reagieren.]

**Kurt** *Wait a second*. Wir wollen über den Raum (*espace*) sprechen, sprechen aber die ganze Zeit von Orten (*lieu*).

**Elke** Der Raum verändert sich, der Ort bleibt?

**Leonie** Es gibt zwei Arten von Architektur. Die eine baut auf Druck und Biegung auf, die andere auf Spannung.

**Holm** Könnten wir uns den Raum nicht als den *Umbau eines Boots* vorstellen, der auf hoher See vonstattengeht und daher bedeutet, dass alles, was wir neu konstruieren aus Teilen des Boots entsteht, die wir zuvor abbauen mussten? Wir dekonstruieren das Boot, nehmen es auseinander, um es neu konstruieren, aufbauen, zu können.

**Senthuran** Der Begriff des Raums verweist auf eine Expansion. Noch mehr aber auf eine *Konzentration*. Das Paradebeispiel ist die doch die Diaspora. Die größte tamilische Diaspora ist in einer Stadt in Kanada.

**Thomas** Damit ist die Frage nach der Identität gestellt. Bleiben wir mit dem Umbau des Boots, mit der Reproduktion unseres Körpers, der nach 7 Jahren jede Zelle ersetzt hat, die selben? Inwiefern ist die Frage nach dem Schaffen von Raum die Frage nach der Konsistenz und Permanenz des Selbst?

**Holm** Müssen wir uns Sprache als etwas *Autonomes* vorstellen? Hat Sprache ein Gedächtnis jenseits des unseren?

**Senthuran** Wir sind Sachverständige der Sprache. Was sie von uns verlangt ist aber sowohl Geduld als auch den Versuch des Öffnens.

**Thomas** Sie ist eine *kommende* Sprache. Sie braucht den Entzug wie das Geben.

**Konstantin** Ich sehe diesen Kontrast zwischen der Zerstörung der größten tamilischen Bibliothek in Sri Lanka im Rahmen des Kriegs [—> *Vor der Zunahme der Zeichen*] und der Archivierung der Korrespondenz des Châetau d'Orion (zu der man Muße braucht).

**Elke** Sprache ist etwas Kommendes, das sich im Warten manifestiert.

**Thomas** Sprache liegt im Innen. Die Abwertung des *Äußeren* für das *Innen* ist interessant. Damit stellt sich die Frage nach dem Innen und Außen des Raums.

**Cudrun** Im Alter verschwinden Anfang und Ende allmählich, weil die Erinnerung schwindet.

**Senthuran** Innen und Außen entstehen schon, in dem Moment, den Rousseau beschreibt, als das erstmalige Einzäunen von einem Stück Erde, das die ursprüngliche Aneignung des Raumes als Eigentum ist. Und dann gibt es die Psychosomatik: der Körper erinnert sich.

**Anna** Der Körper denkt.

Dem Körper »fällt etwas ein«.

**Senthuran** Und das Wort wird Fleisch. Der Zeichenkörper wird sichtbar.

**Holm** Die Sprache kommt. Und sie kann auch *verkommen*. Das wirft die Frage nach ihrer Pflege auf. Denn wenn es einen Zeichenkörper gibt, so müssen wir über Hygiene, auch über Sprachhygiene, als Form der *Zeichenkörperpflege* nachdenken.

**Senthuran** Was ist Sprache vor dem Hintergrund des Kantischen *Ding-an-sich*? Die Sprache ist ein symbolisch geordneter Raum. Können wir die Ordnung ändern? Kann sich die Sprache im Sprechen bewegen? Gibt es eine Entwicklung der Sprache außerhalb des Rituals?

**Elke** Ich kenne die Bibliothek von Jaffna nicht; doch kenne ich die Auslöschung. Und doch gibt es kein *Sprachensterben*. Die Wörter leben weiter.

**Thomas** Es gibt ein geteiltes Sprachbewusstsein. Fiktive Welten verbinden.

**Gudrun** Was bedeutet Sprache vor dem Hintergrund unserer Rolle als Schreiber und Leser?

**Thomas** Wir hören nicht die einzelnen Stimmen. Denn dies ist keine *Kakophonie*. Es ist ein Chor und die Sprache ist sein Echoraum. Damit sehen wir: Sprache ist immer schon eine dialogische Tätigkeit.

**Holm** Alles, was wir sprechen hört (irgend)jemand.

**Senthuran** Und doch gibt es eine *Unerhörtheit*. Auch ist es falsch, dass sich Schriftsteller ihre Leser vorstellen sollten, wie oft behauptet wird.

**Konstantin** Und doch, wie albern erscheint die Gegenfrage: Stellst du dir, Senthuran, deine Leser nicht vor?

**Senthuran** Nein. – Das erinnert mich an die Verkäufer in Tokyo die jene angesprochen haben, die keine Kunden sind. So stelle ich mich vor. Ich verweigere mich dem Marketing, ich sage, was Bartleby (Melville) sagt: »I would prefer NOT TO.« Diese Sicht ist für mich aber nicht nur ein ästhetisches Gebot. Sie



ist auch ein ethisches: Nach einer Lesung kam ein Mann zu mir, dessen Eltern aus Schlesien kommen. Und niemand kann ihm eine Antwort auf seine/ihre Geschichte geben. Er sagte zu mir: »Danke, dass Sie Ihre Sprachlosigkeit überwunden haben.« Ihn hätte ich mir als Leser nicht vorstellen können. Und so stelle ich mir niemanden vor, um niemanden zu vergessen.

**Elke** Als mein Vater über den Krieg sprechen wollte, wollte ich nicht sprechen. Und als ich es wollte, konnte er nicht mehr. Jetzt bleibt mir nur noch die Phantasie, nur noch die Imagination seiner Worte.

---

**Holm** Zurück zum Anfang: Kurt, in deinem Eingangsstatement hast du das *Markus-Gabriel-Argument* reproduziert. Wenn es etwas gibt, dann müssen wir immer auch sagen können, wo es das gibt. Wenn wir nach dem Raum fragen, müssen wir auch fragen, *wo* dieser Raum liegt, was nichts anders ist, als zu fragen, in welchem Raum der Raum liegt. Gibt es also einen Raum oder viele?

**Kurt** Für mich gibt es kein außerhalb des Raums. [So wie wir am ersten Tag mit Derrida sagten: Es gibt kein außerhalb des Texts.]

**Senthuran** Das Nichts ist unvorstellbar.

---

**Konstantin** »Manchmal denke ich; manchmal bin ich.« Das hat irgendjemand gesagt. Was heißt das?

**Clemens** Esoterisch. Oder dieses Urteil selbst verweist auf die Scham, dass man eine solche Aussage nicht begreift – vielleicht. So wie man eine Scham angesichts der unverständenen Wissenschaftssprache empfindet.

**Thomas** Das erinnert mich an einen *Pegasus*. Das heißt: ein sprachliches Gebilde ohne Referenz [lies. Bedeutung/Gegenstand]

**Kurt** Mal so, mal so.

**Gudrun** Das ist subjektiv.

- Anna** Auf einer Metaebene gibt es die Wahrnehmung der Wahrnehmung. So wie wir merken, dass wir im *Flow* sind.
- Senthuran** Sprechen und Sein schließen sich nicht aus.
- Clemens** In diesem Satz liegt eine biographische Komponente: »Ich«.
- Senthuran** Es gibt kein anders »ich« und doch sagen wir »ich«. Sagen wir »du«, meinen wir etwas anderes (Martin Buber, *Ich und Du*). Ist es notwendig, dass wir uns einen Anderen vorstellen? Das erinnert an die *Flaschenpost* bei Valéry, die an einen unbekanntem Absender geht, den ich mir nicht vorstellen kann, weil er unbekannt ist. Die Möglichkeit, ihn zu kennen, ist gegeben, die Wirklichkeit aber nicht.
- Konstantin** Elke hatte vorhin die Geschichte vom Tausendfüßler erzählt: Der Tausendfüßler trifft auch den Bär. Der Bär sagt: auf zwei Beinen kann ich nicht gehen. Der Tausendfüßler stürzt, während er zur Antwort ansetzt. Er stolpert, scheitert und kann besser laufen als je zuvor.
- Janna** Und das zeigt doch, dass es ein *somatisches Wissen*, ein Körperwissen gibt. Das erinnert an den Jüngling bei Kleist, der sich einen Dorn aus dem Zeh zieht und dabei eine beeindruckende ästhetische Erscheinung abgibt. Einmal jedoch auf diesen Umstand aufmerksam gemacht, kann er es sogleich nicht mehr.
- Clemens** Sein »ich« im Anderen sehen, ist in der Theologie zumindest unproblematisch.
- Thomas** Denn Gott hat alles kohärent gemacht. Im Monotheismus können wir daher alles errechnen. Schneidet er, der alles kohärent machte, uns jedoch ab, wird alles unordentlich.
- Senthuran** Gott ist im Judentum namenlos: *adonei \ hashem*. Man darf ihn nicht aussprechen; man darf ihn nicht ansprechen. – In der Liebe ist der Andere der absolute Fremde. Wir können uns kein Bildnis machen. Darin liegt die Anerkennung des Abgrunds der Sprache, des Endes.



### Tag 3: Wie erleben wir uns in der Sprache? (Elke und Kurt)

Haben wir am Vortag nach den äußeren Räumen und Grenzen der Sprache gefragt, richten wir nun den Blick nach Innen: Was macht Sprache mit uns? Wie erleben wir uns selbst in der Sprache?

Clemens stellt die Analogie voran, dass wir – als Gruppe – wie das *Decamerone* von Giovanni Boccaccio sind. Zehn Geflüchtete (in unserem Zusammenhang Alltagsgeflüchtete) erzählen sich jeden Tag, in einem Landhaus, zehn Geschichten zu einem Thema. In zehn Tagen entstehen dabei zehn mal zehn Geschichten – bei uns sind es in fünf Tagen fünf mal zwölf.

Anna beginnt über das Verhältnis von Körper und Sprache nachzudenken. Die Sprache selbst ist körperlich, kann »weich« oder »hart« sein. Sprache schreibt sich in den Körper ein (wie in Kafkas Strafkolonie) und wirkt also nach innen. Sie wirkt aber auch von Innen nach Außen: wir erröten bei einem Gedanken oder *schlagen* jemanden ins Gesicht mit einem Wort. Elke folgt mit einem sehr intimen Exkurs zu ihrem Vater, der nach ihrem Rausschmiss beim BR lakonisch bemerkte: »Tochter, ich bin enttäuscht.« Und wenn Worte verletzen können wie Schläge, können sie auch heilen wie Zärtlichkeiten der Pflege (es gibt diesen Hinweis auch bei Walter Benjamin in seinem kurzen Text »Erzählung und Heilung«). Sprache und Körper sind ein ideales Archiv, die jede Berührung, jeden Bruch, jede Verletzung bewahren. Nichts geht in der Sprache verloren, nichts kann der Körper vollständig vergessen. Thomas erweitert diesen Gedanken um die Feinfühligkeit in der eigenen (Mutter-)Sprache. Weil wir wissen (spüren), was hinter den Worten gemeint ist, entgeht uns kaum eine Unstimmigkeit oder Ambivalenz (verstehen ohne verstehen). Man spricht gegenüber verschiedenen Menschen unterschiedliche Sprachen und auch für sich selbst muss man ständig übersetzen. Man könnte sogar sagen, jedes Sprechen ist ein unaufhörliches Übersetzen. Leonie merkt das im fremdsprachigen Ausland; dass es Leonie als amerikanische und Leonie als britische und Leonie als französische Version gibt. Und wer ist dann die Leonie? Und das lässt sich auch für Dialekte analogisieren: das Schwäbische macht aus allem Verkleinerungsformen, auch in den Dialekten finden sich die Nuancen des Denkens und der Form des Denkens: des Sprechens. Es geht sogar so weit, dass man in der Sprache der Anderen zu träumen beginnt, dass das Andere so weit zu uns vordringt, dass wir es unbewusst auf- und annehmen. In diesem Sinne stellt sich Kurt den Menschen als *storytelling animal* vor, der im kontinuierlichen (Selbst-)Gespräch steht und sich selbst erzählt.

Wir diskutieren über die Verrohung der Sprache. Thomas beginnt bei Marquis de Sade, der die Grenzen der mechanischen Vorstellungskraft ausgetestet hat. Was verroht zuerst, wenn man das überhaupt so sagen kann, die Sprache durch die Sprecher oder die Sprecher durch die Sprache? Thomas glaubt nicht, dass die Menschen – das ist ja der Vorwurf vom Allgemeinplatz – verroht sind und auch die Sprache ist es nicht, aber es besteht die latente Gefahr. Holm vertritt eine Gegenposition: Die Sprache verroht. Bestimmte Institutionen haben ihren Sprachgebrauch verschoben. Trump hat die Grenze des Sagbaren verschoben. Man sagt, nimmt es zurück und hat damit eine

neue Grenze gezogen, weil man sich hinter die alte nicht mehr zurückziehen muss. Und Senthuran ergänzt: Die wirkliche Verrohung ist aus den Satzzeichen herauszulesen. Die Mode des Ausrufezeichens im zeitgenössischen Feuilleton zeigt an, dass der Sprache kein Vertrauen mehr geschenkt wird und deshalb die hilflose Suche nach Ausdrucksverstärkern beginnt, die mit dem Ausrufezeichen vorerst endet. Clemens findet das vergleichsweise harmlos. Die Textmenge ist mit dem Internet lediglich exponentiell vervielfacht worden und bildet damit bloß mehrere Positionen als vorher ab, nicht den Verfall einer Gesellschaft, den es ohnehin schon gibt, seit man über Gesellschaften nachdenkt. Das, sagt Clemens, muss McLuhan auch im Sinne gehabt haben in seinem Buch *The Medium Is The Message*.

Holm macht auf die Objektivierung durch Sprache aufmerksam. Menschen wird entmenschlicht, Subjekte objektiviert, wenn sie in der Sprache deplatziert werden. So, wie Geflüchtete keine eigene Sprache haben können, weder die alte noch die neue Welt bietet ihnen Asyl. Sprache ist Macht, was Holm mit dem französischen Unterschied zwischen den beiden Worten für »wissen« erhellt: »savoir« und »pouvoir«. Denn »pouvoir« heißt auch können und »wissen« ist damit an ein Können gebunden, was prägend für etwa Foucaults Machtbegriff geworden ist. Sich aus dem Objektstatus zu emanzipieren und Subjekt zu werden ist die Paraphrase der Aufklärung. Zuge-spitzt: Die Geschichte der Aufklärung ist das Versprechen der Subjektwerdung des Menschen.

Wir kommen wieder auf Annas Impuls und das Verhältnis von Körper und Sprache und Körpersprache zurück. Körpersprache heißt einmal, dass er mit uns *spricht*, indem er symptomatisiert und uns beispielsweise Haare ausfallen. Das erweiterte Verständnis von Körpersprache schließt aber auch die Gegenbewegung ein. Der Körper wird vom Erlebten gestempelt, es bilden sich Falten, die Erfahrung drücken sich ein. Der Körper ist zuweilen ausdrucksstärker als die wir selbst, das heißt, erzählungsfreudiger als die Erzählung, die wir uns selbst, die wir »ICH« nennen.

(I) Wie erzählen wir uns selbst?

(II) Wie spricht unser Körper? Bringen wir ihn zum Schweigen? Was spricht er über uns aus, dass wir nicht wissen?

(III) Verroht der Mensch mit der Sprache oder die Sprache mit ihm? Ist das eine Nuancierung der Ausgangsfrage: Ist die Sprache vor uns da *oder* wird sie von den Menschen geschaffen (oder, schmaler formuliert, mit den Menschen erst sinnvoll)?

## Tag 4: Wie verhalten sich Sprache und Identität oder Gibt es eine persönliche Sprache? (Anna und Leonie)

### Eingangsstatements:

- Thomas** Thomas von Erfurt stellte die Frage nach der »spiegelbildlichen Grammatik«. Sind Name und Identität konventional? Gibt es ein Wesen, das Identität stiftet, das dieser voraus geht? Wir wissen doch: Sprache ist kein Personalausweis.
- Anna** Der Name ist das erste Wort der Ansprache. Ich realisiere meinen Namen, fülle ihn aus. Wir finden Sprache vor, eignen sie uns an, bilden sie aus. Meine *persönliche Sprache* ist *Schweigen*.
- Gudrun** Können wir zwischen verschiedenen Sprachen wandern?
- Clemens** Gibt es eine kulturelle Identität?
- Kurt** Meine *eigene Sprache* ist die Sprache in der Situation einer einzigartigen Interaktion. Eine Sprache, die in Beziehungen ruht.
- Konstantin** Ich denke an Fernando Pessoa's *Buch der Unruhe*: Wir bezeichnen die Dinge falsch und streiten dann darüber, schreibt er sinngemäß.
- Janna** Ist das nicht eine Frage der Herkunft? Das Plattdeutsche gibt mir Identität. Sprache, die wir erlernt haben, gibt Struktur.
- Elke** Wir beobachten eine *kognitive Dissonanz*. Und auch die *normative Kraft des Faktischen*.
- Leonie** Ich denke an Erlebnisse. Werte haben erst situativ Sinn und Bedeutung.
- Senthuran** Der Nominalismusstreit. Hegels Differenzschrift. Verstehen heißt, den Namen können. Nicht nur im Exorzismus. Doch gerade dort zeigt sich, dass wir das Grauen erst beherrschen, wenn wir seinen Namen kennen. Darum fragen die Protagonisten immer in den Filmen schauernd: Wie heißt du? Auch gibt es einen Nachklang des Namens in der Identität. Freud schrieb über Freudlosigkeit. C. G. Jung über das Alte. Lumière erfand die Erfindung der Glühbirne.
- Holm** Die *Philosophie der Eigennamen* geht nicht vollends im eigenen Namen auf. Einzigartigkeit ist von der Identität verschieden. Denn Identitäten sind kollektiv konstruiert und erhalten sich so. Singuläre

Identitäten gibt es nicht. Unsere Identität meint die Verschmelzung mit etwas, das nicht vollends von uns selbst ausgeht. Zum Angesprochenen gehört nicht nur der Ruf (Absicht X), sondern auch das Hören des Rufs (Absicht Y). Hannah Arendt sagt, dass wir uns nur als das verteidigen können, als das wir angegriffen sind (X). Doch wir können die Zuschreibung ablehnen, nicht überhören, aber wegwischen (Y). Darin liegt auch unser *mimetisches Verhältnis* zur Gegenwart: die situative und parodistische Aneignung (Adorno).

- Thomas** Identität entsteht immer durch Differenz. Ich bin, was ich bin, weil ich nicht bin, was du bist.
- Senthuran** Es gibt eine Überlappung von Namen und Eigennamen, die mit Althusser's *Philosophie der Aneignung* gesagt ist. Auch würde ich präferieren, nicht von Identität, sondern von Erzählung zu sprechen.
- Elke** Ich bin, was ich von mir erzähle? (Valéry)
- Clemens** Identität meint zumindest nicht *Nationalstaatlichkeit*. Es gibt eine *multiplikatorische Zugehörigkeit*. Ich kann zu vielfältigen und sich vielfältigenden Kollektiven zugehörig sein. Und aus dieser Summe ergibt sich dann auch die Einzigartigkeit, von der wir sprechen. Mich würde übrigens interessieren, wer sich hier nicht als Deutscher/als Deutsche sieht. [Nur Senthuran hebt den Arm.]
- Kurt** Deutschsein ist nur einer der *frames*, in denen wir uns verorten.
- Anna** Identitäten bauen sich nicht negativ auf: Ein Mann ist nicht ein Mann, weil er keine Frau ist.
- Senthuran** [an Holm] Identitäten sind keine platonischen Deduktionen, keine Ableitungen von zum Beispiel einem »Volkskörper«. Eine kurdische Identität gibt es nicht.
- Clemens** Unsere Interessen stiften Identität.
- Senthuran** Wir müssen Sprache und Identität zusammendenken. Eine Typologisierung ist mit Übergriffigkeit verbunden. Die Staatsbürgerschaft ist immer noch mit Blut verbunden [lat. *ius sanguinis* – Recht des Bluts]. Wenn wir Muttersprache sagen, ist nichts anderes gemeint. Die Sprache, die unsere Mutter sprach, haben wir als Teil einer Blutlinie übernommen. Sie hat sich mit der Muttermilch und mit dem Blut unserer Mutter, das in uns fließt, an uns vererbt.

- Elke** Wir sollten mehr über die *Füllung* unserer Sprache nachdenken.
- Kurt** Und wir müssen den Begriff »Identität« wieder reinwaschen von dem Missbrauch durch die Identitäre Bewegung und andere.
- Clemens** Genau. Wir dürfen diese Worte nicht preisgeben. Wir müssen sie verteidigen. Wir dürfen nicht die Segel streichen. Denn wir sind mit Segeln hierhergekommen.
- Thomas** Was wir erleben ist eine *Landnahme*. Eine Wegnahme der Wörter. Darum müssen wir sie neu übersetzen, müssen sie uns erneut aneignen.
- Elke** Und dabei wird von jenen nicht nur unsere Identität genommen, sondern unsere Würde. Wie damals, als das »Weltdeutsch« regieren sollte.
- Holm** Heißt das also: Kein Fußbreit den Rechten, den Identitäten? [Manche melden sich.] Heißt das, dass wir nicht jedem Raum geben dürfen? [Keiner hebt entschlossen den Arm.]
- Senthuran** Freud sagt: »Das Ich ist nicht Herr im eigenen Haus.« Das ist auch eine antisemitische Erfahrung.



## Tag 5: Was passiert, wenn wir Sprache mit Differenz in Beziehung setzten? (Janna, Thomas und Gudrun)

Gibt es ein Gegenstück zur persönlichen Sprache (IV)? Wie lassen sich Sprachtypen voneinander unterscheiden? Wie verhält sich die Sprache der Diplomatie zur Sprache der Mathematik?

Clemens befragt diese Frage mit der simplen Überlegung: »Können Menschen lügen?« Senthuran reagiert, dass Lügen bedeutet, eine Geschichte zu erzählen, die wahr ist, aber nicht stattgefunden hat. Die Wahrheit ergibt sich aus der besseren Geschichte. Somit steht die Lüge in einem engen Verwandtschaftsverhältnis zur Fiktion und ist von ihr ununterscheidbar geworden. Elke glaubt, man könnte die Lüge vom Zweck oder der Richtung des Sprechens aus bestimmen. Es lügt, wer täuschen *will*. Senthuran fährt im Bilde des Übersetzers fort: Bin ich dem Material gegenüber treu (wörtliche Übersetzung) oder loyal (Bedeutungsüberrettung)? Clemens führt Dieter Hildebrandt ins Feld, der die Bud Spencer/Terence Hill-Filme sehr frei übersetzt hat. Thomas gibt diesem Gedanken eine neue Richtung: Schreiben ist etwas Ethisches, weil jedes Wort Verantwortung nach sich zieht. Die Geschichte der Imagination ist im Verlaufe immer trickreicher geworden und man muss selbst (als Erzähler, als Mensch) trickreicher werden, um mithalten zu können. Wenn das eine wahr ist, ist womöglich auch das Gegenteil wahr? Cui bono? Senthuran erwähnt das Beispiel, dass die Verteidiger von Beate Zschäpe Stahl und Sturmherr heißen. Und auch wenn diese Konstellation niemand intendiert haben kann, ist sie doch nicht nur zufällig [...]. Kurt spricht von Sprechweisen: Je nach Kontext gelten verschiedene Kriterien, die einen Satz als Information oder Urteil ausweisen. Was dort als Fakt behauptet wird, muss noch lange nicht gelten. Holm bringt zwei Begriffe in das Gespräch ein: *Faktizität* und *Geltung* (so heißt auch ein Buch von Jürgen Habermas). Es gibt einen Unterschied zwischen Aussagen, die faktisch stimmen und die (bloß) als »wahr« gelten, geltend gemacht werden. Er liest noch einmal die Geschichte der Aufklärung (wie in IV) und dieses Mal als den Versuch, ein System zu schaffen, das größer ist als das Subjekt selbst. Daraus ist eine Form der Wissenschaftsgläubigkeit entstanden, die etwas mit Objektivierung zu tun hat, obwohl sie sich gegen diese eigentlich gerade wenden wollte. Thomas nennt das die Zeugenschaft der Apparate. Die messbare Seite der Welt ist dann die Welt und nicht, wie es bei Martin Seel ist: »Die messbare Seite der Welt ist nicht die Welt. Sie ist die messbare Seite der Welt.«

In einer abschließenden Runde haben wir von der persönlichen Sprachlosigkeit zu sprechen versucht, die mit Senthurans Satz »Ich bin ein Schriftsteller ohne Sprache« titelgebend für unsere Woche war. Thomas versteht die Philosophie als Gespräch, dass keine Lösungen kennt, nur Geschichte. Mit jeder Erkenntnis wächst das Meer des Nichtwissens (Stanley Cavell). Kurt spricht von der anfänglichen Schwierigkeit in der Gruppe, eine gemeinsame Sprache zu finden. Wir waren sprachlos miteinander, weil wir noch miteinander sprechen konnten. Holm beschreibt den eigenen Scharlatanerieverdacht: Wir sprechen eine Vorstellung, einen Wunsch, ein Bild von uns aus, dass wir selbst nicht einlösen können. Fallen wir auf? Enttarnt uns jemand als der

Scharlatan, von dem wir insgeheim wissen, dass wir es sind? Konstantin folgt diesem Gedanken und beschreibt die institutionelle Sprachlosigkeit, etwa eines akademischen Seminars, in dem häufig nur geredet wird und nicht offen miteinander gesprochen. Die Lücken des Nichtwissens, die in so einer Denkwoche zur Schau gestellt werden können und gemeinsam befragt, werden dort verborgen. Und damit verbergen die anderen es auch und man selbst ist umso stärker auf das Verbergen der eigenen Schwäche aus. Leonie und Clemens waren erstaunt darüber, wie gut wir miteinander ins Gespräch finden konnten, ohne dass wir uns kennen. Wir haben uns im besten Sinne kennengelernt. Dieses (glückliche) Erstaunen, mit dem ja bekanntlich die Philosophie anhebt, beschreibt auch Elke: uns ist ein gemeinsames Sprechen gelungen, ein Chor, der vorher undenkbar gewesen ist. Senthuran schließt mit dem uneingelösten Versprechen, die die platonischen Dialoge für ihn darstellen. Sokrates fragt, um Widersprüchlichkeiten aufzudecken. Darin ist die sokratische Frage schamlos und gnadenlos. Das Versprechen, das uneingelöst ist – dass Freunde als Freunde miteinander sprechen können. »Château d'Orion ist ein unmöglicher Ort und wir haben uns trotzdem hier getroffen.«